

## Downside-Symposium über Kirchengemeinschaft und Interkommunion

Seit 1956 treffen sich in England in regelmäßigen Abständen aufgeschlossene und liberal denkende katholische Gelehrte in Verbindung mit der Abtei Downside zu Tagungen (Symposien), auf denen sie sich als Außen-seiter im englischen Katholizismus artikulieren konnten. Ihr Anliegen war vor allem, den Katholizismus in England aus dem Getto herauszuführen und im akademischen Leben — und vor allem an den Universitäten selbst — präsent werden zu lassen. Heute haben viele dieser Gelehrten, vor allem auch Theologen, reguläre Stellungen an englischen Universitäten und beginnen, einen führenden Einfluß auszuüben; katholische Theologie hat in einer Reihe von staatlichen Universitäten einen festen Platz erhalten. Vom 10. bis 14. April fand das Symposium zum zehnten und vermutlich letzten Mal statt, da seine wesentlichen Ziele erreicht scheinen.

Dem Beobachter mußte auffallen, mit welcher Sicherheit die verschiedenen Beiträge zu dem aktuellen Thema sich auf eine gemeinsame Tonart einspielten. Der Grundton, den ein Theologe vom Kontinent, P. Fransen SJ, Löwen — offenbar regelmäßiger Gast der Symposien — in seinem Eröffnungsreferat anschlug, wurde bruchlos von den englischen Theologen aufgenommen und in allen Entfaltungen des Themas bis zum Ende durchgehalten.

### Welches sind die Kriterien kirchlicher Identität?

Fransen untersuchte die vier Kriterien, die von amtlicher katholischer Seite für eine Interkommunion aufgestellt werden: Übereinstimmung im Glauben allgemein und im eucharistischen Glauben im besonderen, apostolische Sukzession und gültige Weihen. Gemeinsamkeit im Glauben kann faktisch auch dann bestehen, so urteilte Fransen, wenn sie nicht durch eine gemeinsame Formel ausgedrückt werden kann. Die Apostolische Sukzession und theologische Gültigkeit

der Weihen kann nicht von bestimmten rechtlichen und rituellen Kriterien abhängig gemacht werden. — Ein Rückblick in die Praxis der Zulassung und Ausschließung in der frühen Kirche, den M. Wiles, Oxford (anglikanisch), bot, zeigte nur, daß auch dort kein Modell zu finden ist, das der heutigen ökumenischen Situation gerecht würde. — Vom Standpunkt des „radikalen Protestantismus“, wie er es nannte, vertrat J. Kent, Bristol (Methodist), grundsätzlich die Überzeugung, daß auf die kirchliche Tradition sich stützende und allgemein verbindliche Formulierungen der Lehre keine brauchbare Grundlage für die kirchliche Gemeinschaft abgeben können. Kent zog Küngs Buch „Unfehlbar“ als Zeugen für seine These heran. Nur durch ständig neuen Rückgang auf die Schrift kann die Kontinuität und Übereinstimmung mit dem apostolischen Zeugnis gewährleistet werden. Die daraus resultierende Vielfalt ist legitim. Kent wandte sich mit dieser Auffassung aber nicht nur gegen die traditionelle katholische Einschätzung von Tradition und kirchlichem Lehramt; er sah eine ähnliche Denkweise auch in den reformatorischen Kirchen wirksam und vor allem auch in den heutigen Versuchen, durch die Erarbeitung gemeinsamer und verbindlicher Glaubenserklärungen eine Grundlage für die Union getrennter Kirchen zu schaffen. Von diesem Gesichtspunkt her kritisierte er sowohl das gescheiterte englische anglikanisch-methodistische Einheitsschema wie auch die neue anglikanisch-katholische Erklärung zur Eucharistielehre. Wird diesen Dokumenten eine grundlegende Funktion zuerkannt, so verfehlen sie das eigentliche ökumenische Ziel: die Kirchen gerade in ihrer Vielfalt zu vereinen.

Damit war unabweislich die Frage gestellt, wodurch die Kirche sich identifiziere und nach außen abgrenze, wenn nicht durch verbindliche Formulierungen ihres Glaubens. Es wurde in der Diskussion darauf hingewiesen, daß Jesus durch seine

Predigt keine dogmatischen Grenzen gesetzt, sondern umgekehrt alle Grenzen zwischen den Menschen abgerissen und Gemeinschaft gestiftet habe, mit der metanoia als einziger Bedingung der Zugehörigkeit. „Behaviour“, Verhalten, als Kriterium der Kirchengliedschaft war denn auch das Thema von J. A. Baker, Oxford (anglikanisch). Die eigentliche Zäsur zwischen den Menschen entstehe, so meinte er, aus der Entscheidung für die „Ethik Gottes“, die Ethik des selbstlosen und aufopfernden Dienstes am Nächsten, nicht durch Taufe und Annahme des Glaubensbekenntnisses. Jene Entscheidung ist faktisch eine Übernahme der Torheit des Kreuzes und im Grunde bereits ein Sprung des Glaubens; er öffnet den Menschen auch für den Glauben an die Botschaft, daß Gott selbst dieses Ethos als Mensch realisiert habe. Nach einem solchen „Sprung“ bedeutet dann auch die Taufe nur einen Schritt auf einer kontinuierlichen Entwicklung des Glaubensbewußtseins, nicht die Erreichung einer neuen, endgültigen Plattform.

### Glaubensbekenntnis als Bedingung kirchlicher Gemeinschaft

In der anschließenden Diskussion wurde klargestellt, daß es sich in jener „Ethik Gottes“ nicht um ein bestimmtes System ethischer Werte handeln könne: Der Glaube, durch den der Mensch sich auf die Torheit des Kreuzes einläßt, transzendiere grundsätzlich alle biologisch und historisch bedingte Werterkenntnis. — Wie aber verhält sich das kirchliche Glaubensbekenntnis zum Glauben in diesem transzendentalen Sinn? Diese Frage war der Ausgangspunkt des Referates von N. Lash, Cambridge. Er stützte sich auf die von C. Panikkar entwickelte Unterscheidung von „faith“ (transzendentaler Glaube) und „belief“ (bewußt formulierbarer Glaube). Allein Glaube im Sinne einer transzendentalen Offenheit des Menschen für Gott ist nach Panikkar notwendige und unerläßliche Bedin-

gung des Heils. Dieser Glaube äußert sich unthematisch im gesamten Verhalten des Menschen. Jedoch kann er auch ohne Bezug zum kirchlichen Glaubensbekenntnis bestehen. Die heutige Situation der Kirche als Minderheit in der Welt zwingt sogar zu der theologischen Umkehrung, die Erlangung des Heils außerhalb der Kirche als Normalfall anzusehen, die Vermittlung des Heils durch die Kirche als den theologischen Sonderfall. Das Glaubensbekenntnis der Kirche erhält so die Funktion eines prophetischen Zeichens, das dem überall wirksamen transzendentalen Glauben in der Geschichte thematischen Ausdruck verleiht.

Von hier aus stellte sich Lash von neuem die *Frage nach dem Glaubensbekenntnis als Bedingung der kirchlichen Gemeinschaft*. Er machte zunächst deutlich, daß das kirchliche Glaubensbekenntnis mehr ist als die objektive Definition von Glaubensinhalten. Der ursprüngliche Sinn des apostolischen Glaubensbekenntnisses im Zusammenhang der Tauffeier war ein doxologischer: Er war persönliches Bekenntnis einer Hoffnung und somit Ausdruck einer christlichen „Orthopraxie“. Die späteren Erweiterungen gaben dem Symbol mehr die Funktion einer Norm lehrmäßiger Orthodoxie, und diese war auch das Anliegen der breiten späteren Dogmenentfaltung. Erst nach dem Mittelalter allerdings wurde die kirchliche Autorität zum verbindlichen Kriterium für das, was „de fide“ war; ursprünglich galten als „de fide“ nur die im Glaubenssymbol zusammengefaßten Grundwahrheiten des Glaubens. Durch diese theologisch notwendige Rückbeziehung auf den im Symbolum zusammengefaßten Glauben nimmt die kirchliche Lehre als Ganze teil an seinem doxologischen Charakter.

Grundsätzlich ist also das apostolische Glaubenssymbol *ausreichendes* Kriterium für die Übereinstimmung im Glauben — jedoch nicht durch bloße Wiederholung seines Textes und auch nicht durch dessen kirchenamtliche Interpretation. Es kommt darauf an, daß das Bekenntnis des Glaubens Ausdruck der kirchlichen „Orthopraxie“ ist, wie das apostolische Symbolum es ursprünglich war. Diese kommt nur im gesamten Leben der betreffenden Kirche zum Ausdruck.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kam in seinem Vortrag *R. Murray SJ*, London: Er beschrieb die verschiedenen kirchlichen Traditionen als verschiedene Arme eines Flusses, die in verschiedenen Betten dasselbe Wasser führen. Die Tendenzen zur Häresie sind in jeder dieser Traditionen wirksam. Sie entspringen entweder einer einseitigen Betonung des Eschatologischen, des Geistes, des persönlichen Engagements, oder einer einseitigen Betonung der Kontinuität, des Rahmens, des Buchstabens. Den Maßstab für das rechte Gleichgewicht in allen Gebieten der Glaubenslehre sah Murray im christologischen Dogma: einer gleich starken Betonung der Menschheit wie der Gottheit Christi. Damit näherte sich Murray unter den Referenten des Symposiums am stärksten der Vorstellung von einem inhaltlich bestimmbar kanon kirchlicher Orthodoxie. Aber offenbar ging es auch bei diesem christologischen Kriterium nicht um verbale Übereinstimmungen in der Glaubenslehre, sondern um ein Verständnis des ganzen eigentümlichen Lebens einer kirchlichen Tradition.

### Orthopraxie als Zugang oder Erweis der Einheit?

Es blieb daher auch nach diesem Beitrag die Frage, *welche positive Funktion sprachliche Übereinstimmung in Glaubensfragen für die kirchliche Gemeinschaft hat*. Sie wurde in keinem Vortrag systematisch behandelt. In den Diskussionen jedoch wurde geklärt, daß — wenn auch nicht bestimmte Formulierungen, so doch das Faktum sprachlicher Verständigung und gemeinsamer Aussage, die die Grenzen der verschiedenen Traditionen immer neu schöpferisch übersteigen, ein Zeichen der Übereinstimmung im Glauben sei. Von daher erhalten ökumenische Konsenserklärungen als sichtbares Ergebnis ökumenischer Vorgänge einen paradigmatischen Wert: es geht für die Betroffenen nicht darum, sie „anzunehmen“, sondern den Vorgang, dem sie entspringen, auf eigene Weise selbst zu vollziehen. Sicher spielt in diesem Vorgang ein Element stets die entscheidende Rolle, das Lash zum Abschluß seines Referates nannte: Es geht in ihm letztlich darum, daß man in der anderen Kirche „Christus erkennt“. Dies ist

eine Erkenntnis, die — so wurde in der Diskussion gesagt — ähnlich der Erkenntnis Christi in der Schrift oder der kirchlichen Verkündigung — rational und theologisch verifizierbare Kriterien zwar als „*praeambula fidei*“ einsetzt, aber auch grundsätzlich übersteigt und selbst, wenn auf deren verbaler Ebene (noch) keine eindeutige Klarheit zu erreichen ist, vollkommene Sicherheit gewinnen kann; damit verpflichtet sie aber zugleich zu Glaubensgehorsam und Nachfolge gegenüber dem in der anderen Kirche erkannten Christus. Letzte Sicherheit darüber, daß man im Glauben — gerade auch im eucharistischen Glauben — übereinstimmt, entsteht also — so ein Diskussionsbeitrag — nicht erst durch gemeinsame Formulierungen, ja im letzten überhaupt nicht durch sie, sondern dadurch, daß man gemeinsam tut, was Christus aufgetragen hat.

An diese theologische Schlußfolgerung fügte sich in Vorträgen und Diskussionen eine Anzahl von Beobachtungen zur Praxis des kirchlichen Lebens. Von ihr aus erhält z. B. die Bemerkung von M. Wiles Gewicht, daß die Frühkirche darin wohl auch heute ein Modell abgibt, daß ihre Einheit *primär* in der Ortskirche sakramentalen Ausdruck gefunden habe, und die sichtbare Einheit der Universalkirche erst sekundär um der Wahrung der Einheit am Ort willen notwendig und geschaffen worden sei. Vor allem rückt hier die These des einleitenden Referates von P. Fransen ins Zentrum: daß es sich in der Frage der Interkommunion *letztlich nicht um ein Urteil über theologische Lehrunterschiede handle, sondern um eine pastorale Entscheidung*: darüber, ob zwei Kirchen als Ganze bereit sind, den Weg zum eschatologischen Ziel gemeinsam zu gehen. Dabei müsse vermieden werden, daß sich eine Schicht theologisch Aufgeklärter in ihrem ökumenischen Verhalten vom breiten Kirchenvolk löst und sie zurückläßt; doch andererseits müsse auch die besondere Situation von Gemeinden und Gruppen — vor allem auch von Mischehepaaren —, die sich bereits in jener Bereitschaft verbunden wissen, in der Pastoral ernst genommen werden. Der traditionelle Tutorismus, der die Praxis der Kurie in solchen Fragen bestimme, sei nicht immer der sicherere Weg.

Nicht theologische, den Ökumenismus fördernde und u. U. hindernde Faktoren wurden von beiden soziologischen Referaten (*D. Clarke*, London, und *R. Fowler*, Leeds) umschrieben. Als fördernde Faktoren wurden genannt: die wachsende Angewiesenheit des Klerus auf Zusammenarbeit, die allmähliche *Angleichung der verschiedenen soziologischen Strukturen* der Kirchen, die Entstehung einer einheitlichen säkularisierten Gesellschaft. Wichtig war andererseits die Unterscheidung verschiedener Arten von Bindung an eine Kirche: sie kann primär auf die Lokalkirche oder primär auf die Konfession als Ganze in der Art einer Partei bezogen oder „kosmopolitischer“ Art sein. Während sich aus den beiden erstgenannten Veränderungen kirchlicher Strukturen ergeben, verhält letztere sich diesen gegenüber indifferent. Die traditionellen Lehrunterschiede haben im Bewußtsein der Gläubigen oft die Bedeutung von parteilichen „Fahnenzeichen“, d. h. von Identitätsmerkmalen der Konfession; ihre theologische Aufarbeitung genügt oft nicht, um ihnen diese soziologische Funktion zu nehmen.

Die pastoralen Folgerungen zog mit persönlicher Vehemenz — in Reaktion auf manche Erscheinungen im ökumenischen Verhalten der Kirche von England — Miss *V. Pitt* (anglikan.), London: Es sei nicht möglich, die konfessionellen Unterschiede von oben her abzubauen, während sie für viele noch Inhalt ihres christlichen Engagements sind. Ökumenismus dürfte nicht allein vom Bedürfnis nach Anpassung an eine säkularisierte Einheitswelt bestimmt sein. Auf die Entwicklung einer *neuen christlichen Spiritualität* komme es an, in der sich die Christen aller Kirchen verbindlich in wirklicher Gemeinschaft annehmen.

### Geistliche Situation einer Gruppe für Interkommunion entscheidend?

Zusammenfassend wird man feststellen, daß die Überlegungen des Symposiums auf überaus praktische Konsequenzen hinausliefen: Die Bejahung der Interkommunion kann, darin war man sich einig, nicht von einer gemeinsam ausgearbeiteten theologischen Erklärung über alle Unterschiede in Lehre und Praxis

abhängig gemacht werden. Wo die Übereinstimmung im Bekenntnis der grundlegenden Glaubensartikel des apostolischen Symbolums besteht, eine im ganzen Leben einer Kirche sich ausdrückende christologische Ausgewogenheit und Hoffnung auf Gott, eine — letztlich alle verbale Verifikation übersteigende — Sicherheit, in ihr Christus zu erkennen, da ist kirchliche (und sakramentale) Gemeinschaft nicht nur legitim, sondern von Christus her geboten.

Diese Bedingungen entstehen jedoch primär auf lokaler Ebene bzw. in konkreten Gruppen und nur in der Weise einer geistigen Erneuerung aller Betroffenen, die ihnen ihre Berufung bewußt macht, gemeinsam auf das Ziel eschatologischer Einheit in Christus zuzugehen. Die Entscheidung verantwortlicher kirchlicher Stellen über die Zulassung von In-

terkommunion muß daher primär von pastoralen Gesichtspunkten her bestimmt sein, und muß dem Bewußtsein der Kirche als ganzer wie der besonderen geistlichen Situation einzelner Gruppen und Gemeinden gerecht zu werden suchen.

Selbst wenn diese wichtigen Ergebnisse nicht zum ersten Mal in der Reflexion über das Thema Interkommunion erarbeitet worden sind, so ist es doch von besonderer Bedeutung, sie von einer qualifizierten und einflußreichen Gruppe innerhalb des englischen Katholizismus vertreten zu sehen. Das Gewicht dieser Entwicklung ergibt sich, wenn man die Bedeutung des englischen Katholizismus im anglikanisch-katholischen Dialog und die Bedeutung gerade dieses zwischenkirchlichen Dialogs für die gesamte ökumenische Entwicklung im Auge behält.

## Ein Bischofsdokument zu Kirche und Sozialismus in Frankreich

Als erster und bedeutsamer Schritt in dem Bemühen der Bischöfe, Arbeiterschaft und Sozialismus in Frankreich besser zu verstehen und die eigene Haltung selbstkritisch zu überprüfen, läßt sich das Dokument beurteilen, das die Bischofskommission für die Welt der Arbeit unter ihrem Vorsitzenden, *M. Maziers*, Erzbischof von Bordeaux, Anfang Mai veröffentlichte und das wir im letzten Heft kurz vorgestellt haben (vgl. HK, Juni 1972, 310). Der Text ist das Ergebnis eines zweijährigen Dialogs mit führenden und engagierten katholischen Vertretern der Arbeiterschaft, die sich als glaubende Christen zum Sozialismus bekennen. Das Dokument ist an die französischen Bischöfe selbst gerichtet mit dem Ziel, einen selbstkritischen Reflexions- und eventuell Umorientierungsprozeß einzuleiten oder voranzutreiben. Es wird lediglich als erster Schritt bezeichnet. Die Mitglieder der Kommission versichern, sie wollten „kein erschöpfendes Dokument“ über ein so wichtiges Thema präsentieren, dessen Differenziertheit ihnen im Verlauf der Gespräche noch klarer geworden sei. Sie sprechen von den ersten Ergebnissen einer „apostolischen Reflexion“ mit den Arbeitern.

Die Anstöße zu diesem Dokument kamen aus der Praxis der Arbeiter-

seelsorge. Bereits im September 1969 regte der damalige Vorsitzende der Bischofskommission für die Welt der Arbeit auf einer Tagung der Seelsorger der Action catholique ouvrière in Versailles eine Studie über „Glaube und Sozialismus“ an. Eine Reihe von Bischöfen erklärte sich zur Mitarbeit bereit. Der Text erhielt seine endgültige Fassung aus dem ständigen begleitenden Gespräch mit Vertretern der Arbeiterschaft. Dabei handelte es sich zunächst darum, deren Lebens- und Gedankenwelt sachgerecht und differenziert zu erfassen. Letztlich ging es den Bischöfen aber um ein apostolisches Ziel, das der Verkündigung des Mysteriums Christi in der „Welt der Arbeit“. Man kann daher kaum von einem Linksruck des französischen Episkopats sprechen, wohl aber von einer nüchternen Kenntnisnahme des Phänomens, speziell in Frankreich, und ihrem Verständniswillen sowie von ihrer Bereitschaft, die eigene nicht immer ideologiefreie Haltung zumindest zum Teil zu revidieren.

Das Dokument (vgl. den Wortlaut in *Documentation Catholique*, 21. 5. 72) gliedert sich in *drei Teile*: 1. ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Beziehungen zwischen Kirche und Arbeiterschaft; 2. Überlegungen zur Ablehnung des Kapitalismus durch